



Namen sind Mode-Sache, keine Frage. Wer heutzutage in eine Gruppe von Ract!-Besuchern „Hallo Sophie!“ hineinruft, bekommt in den meisten Fällen eine Antwort (hier ein Bild aus dem Jahr 2014).

Archivbild: Faden

Und wo ist Walter?

„Birgit“ und „Walter“ nennt heute kaum einer mehr sein Kind. Stattdessen Sophie, Sofie, Sophia und Sofia. Max, Maximilian, Moritz. Was steckt hinter **Namens-Trends**?

Die Vergabe von Vornamen scheint wie ein **Pendel** zu sein. Seit ein paar Jahren sind altmodisch anmutende Namen wie Ludwig, Friedrich, Frieda, Greta und Wilhelm wieder im Trend. Das begründet die Vornamens-Beraterin Frauke Rüdebusch (siehe Artikel rechts) damit, dass diese Namen eine Erinnerung an die Großeltern sein sollen. Außerdem, vermutet Rüdebusch, sollen sie sich von den modernen Namen abgrenzen. Doch so sehr die Opa-Namen wieder in den Beliebtheitslisten



TEXTE: HELEN FISCHER, STELLA REINARTZ
BILDER: Filmverleih, Gesellschaft für Deutsche Sprache



Die **Vornamensberaterin** bei der Gesellschaft für Deutsche Sprache, Frauke Rüdebusch, warnt vor Namen, für die das Kind später gehänselt werden könnte: „Man sollte auch daran denken, dass das Kind nicht immer Kind bleibt und später mit dem Vornamen leben muss“, sagt sie. Dies habe sie auch den Eltern gesagt, die ihr Kind **Findus** (Bild oben) oder Legolas nennen wollten. „Das Kind soll später auch ernst genommen werden“, sagt sie. Wichtig sei außerdem bei kuriosen Vornamen, wenigstens noch einen „normalen“ Zweitnamen zu vergeben. So kann Legolas später noch auf seinen Zweitnamen ausweichen wenn er lieber Star Wars mag als Herr der Ringe. Die Vornamensberaterin arbeitet bei der Vergabe ihrer Empfehlungen an die Standesämter nach drei Kriterien: 1. Das Wohl des Kindes – keine vorprogrammierten Schwierigkeiten im späteren Leben. 2. Namenscharakter – gewisse Bestandteile die ihn nach einem Namen klingen lassen. 3. Geschlechts-eindeutigkeit – diese sei jedoch in den letzten Jahren am verschwimmen, so Rüdebusch.



Bei deutschen Standesämtern werden immer wieder neue, unbekannte, phantasievolle und manchmal verrückte Namen angefragt. Namen wie **Danger** und **Pain** bekamen von der gutachtenden Gesellschaft für Deutsche Sprache keine Empfehlung, da sie wohl der Allgemeinheit etwas zu negativ erschienen. Die Namen **Legolas** und **Findus** hingegen wurden weiterempfohlen, da Legolas durch die literarische Vorlage des „Herr der Ringe“ eine menschliche und charakteristisch positive Figur darstellt – und Findus (aus dem Kinderroman Pettersson und Findus) würde, weil der Name wie ein Vorname klingt und einen positiven Charakter hat.



Die 32-jährige **Frauke Rüdebusch** beantwortet Anfragen zu allen möglichen Vornamen, denn sie arbeitet als Vornamensberaterin bei der Gesellschaft für Deutsche Sprache. Vorher hat sie Sprachwissenschaften studiert. Ihre Aufgabe ist es, Namen zu recherchieren, die die Standesämter noch nicht eingespeichert haben. Daraufhin gibt ihre Gesellschaft den anfragenden Eltern eine Empfehlung aus. Diese legen die Eltern dann dem Standesamt vor – das den Namen dann meist akzeptiert. Sophie statt Brigitte, Paul statt Stefan. Rüdebusch kennt die unterschiedlichen Moden, die der Elterngeschmack durchläuft. Auch die Struktur heutiger Trend-Namen, sagt die Expertin, ist anders als noch vor einigen Jahren: „Konsonanten wie K,H,B,W und R sind out“, sagt Rüdebusch.

Der ganz normale Modenamen-Kreislauf

In Tübingen liegen „Lotta“ und „Felix“ an Nummer Eins – bundesweit sind es „Emma“ und „Ben“

Kurz und bündig wie „Lea“, traditionell und mit religiöser Bedeutung wie „Theresa“ oder doch ausgefallen und international wie „Aaliyah“? Alle Eltern möchten einen Namen finden, der zu ihrem Kind passt.

Die Geschmäcker bei der Vornamens-Suche der Eltern sind dabei überaus verschieden. Klickt man sich auf Vornamens-Hitlisten durch die Jahrzehnte und Jahrhunderte, wird schnell klar: Zeit, Gesellschaft und Trends spielen bei der Namensauswahl eine entscheidende Rolle.

Deutschlands Spitzenreiter sind momentan Emma und Mia, Ben und Luis. Im Stadtgebiet Tübingen waren das im vergangenen Jahr Felix und Lukas, Lotta und Anna. Dabei fällt auf, dass im ganzen Land die Namen der (Ur-)Großväter-Generation zurückkommen. Dieses Phänomen zeigt sich auch bei den Modenamen Frieda, Konrad und Emil, die in diesem Jahrzehnt ein Comeback feiern.

Zusammengestellt werden solche und ähnliche Hitlisten unter anderem von dem Wirtschaftsinformatiker Knud Bielefeld. Der Ah-

rensburger hat sich die Wissenschaft der Vornamens-Trends in Deutschland zum professionellen Hobby gemacht. Ihn verwundern die Rückkehr alter Namensmoden nicht: „Das ist der ganz normale Modenamen-Kreislauf“, so Bielefeld. Setzt die Generation der Friedas und Konrade irgendwann selbst Kinder in die Welt, so der Vornamensforscher, sind die einst beliebten Vornamen erstmal unten durch. Das liegt dann daran, dass einfach jeder zahlreiche Friedas, Konrade oder Emmas kennt und manche von ihnen nicht leiden kann. So werden häufig vergebene Vornamen jeweils für die nächste Elterngeneration „out“.

Im Gegensatz dazu verbinden wir mit den Trendnamen vor 100 Jahren weniger Negatives: So erlitt beispielsweise der Name Paul nach seinem Durchbruch zwischen 1890 und 1920 in den 60er-Jahren einen Absturz – ist heute aber wieder ein geläufiger Vorname. Laut Bielefeld dauert es in der Regel aber immer einige Jahrzehnte, bis ein Vorname nicht mehr angesagt ist.

Möchte man seinem Sprössling mögliche Schikanen ersparen, seien beispielsweise „Anna“ und „Elisabeth“ für Mädchen eine gute

Wahl: Denn Vornamen, die noch nie richtig häufig vorkamen, sind zeitlos und werden dauerhaft akzeptiert.

Nun gibt es aber diese Namen, die nur allzu gerne in eine Schublade gesteckt werden. Wer heutzutage Mandy, Jaqueline, Justin oder Kevin heißt, scheint gestraft und hat es nicht leicht im Leben. Manche Vornamen laden uns gerade zu Vorurteilen ein. Laut einiger Namensforscher wie Jürgen Gerhards oder Thomas Brechenmacher spielen bei der Vornamensvergabe sogar soziale Schichtzugehörigkeit, Wertvorstellungen und gesellschaftliche Erwartungshaltung eine wesentliche Rolle.

Ganz anders bewertet hingegen Knud Bielefeld das Schubladendenken: Er sieht persönlich keinen Zusammenhang zwischen sozialer Schicht und Vornamenswahl. So hätten neben dem bekannten Film „Kevin allein zuhaus“ nämlich auch diverse Medien den Vornamen „Kevin“ herabgewürdigt. Zudem sei beispielhaft das Zitat „Kevin ist kein Name, sondern eine Diagnose“ in einer Studie veröffentlicht worden. Auch sie habe zur negativen Wahrnehmung des Namens beigetragen, so Bielefeld.

Für manche Eltern kann es nicht besonders und individuell genug sein: Zahlreiche Promis, vor allem in den USA, geben ihren Kindern extravagante Namen wie „North West“, „Apple“ und „Fifi Trixi-Belle“. So ist es in Amerika auch legitim, sein Kind nach Automarken, Städten und Monaten zu benennen. Aber wer legt eigentlich in Deutschland fest, welchen Vornamen man seinem Kind geben darf und welchen nicht? Ist ein Vorname beim Standesamt noch nicht eingetragen und erscheint bedenklich, müssen die Eltern ein Gutachten über den Namen ausstellen lassen.

Dabei gibt es zwar keine klaren Verbote, aber zumindest Richtlinien: Aus dem Vornamen des Kindes muss das Geschlecht erkennbar sein – wer beispielsweise einen neutralen Namen wie „Kim“ hat, braucht einen eindeutig männlichen / weiblichen Zweitnamen. Ein Junge könnte aber auch durchaus „Maria“ mit Zweitnamen heißen, wenn er einen eindeutig männlichen Vornamen hat. Übrigens: „Per-sil“ und „Sunil“ wurden in Deutschland als Vorname zugelassen. Da hat Kevin mit seinem Schicksal ja noch ziemlich Glück gehabt.

Legendär ist inzwischen die Entscheidung des Amtsgerichts Hamburg aus der Wirtschaftswunderzeit, die einem Vater verbot, seinen Sohn **Atomfried** zu nennen. Auch heute werden zahlreiche Namen abgelehnt, und nicht immer aufgrund eines merkwürdigen Geschmacks der Eltern: So stellte sich die Gesellschaft für Deutsche Sprache gegen den exotischen und in Deutschland weithin unbekanntem Jungennamen **Fotzo** – weil sie Nachteile für den so Getauften befürchtete. „Namensberatung ist Lebensberatung“, sagt Vornamens-Beraterin Frauke Rüdebusch über ihren Beruf.

